

Mai 1979. Stefan und Hani waren eben der Kunstschule entronnen. Fort jetzt, ab in die Ferne, in die Freiheit. Für ein halbes Jahr nach Griechenland. Malen, zeichnen, leben. Dort würde einem keiner mehr naserümpfend über die Schulter gucken.

Stefan und Hani waren Gegensätze wie Feuer und Wasser. Stefan war groß, schlank, blond, zuverlässig, genau, ein beliebter Student. Nichts überließ er dem Zufall. Hani war untersetzt, schwarzhaarig. Während seine Kollegen tage – und nächtelang schuffeten, lief bei ihm gar nichts. Er war mürrisch, wirkte so, als braue sich ein Gewitter zusammen. Tagelang blieb er der Schule fern, schrammte haarscharf am Rauswurf vorbei. Das schwelte so bis Semesterende, zu dem er regelmäßig und zur Verblüffung aller eine Abgabe präsentierte von archaischer Wucht; eine Arbeit, die alle anderen in den Schatten stellte.

Das gemeinsame Unterfangen der Griechenland – Reise, so könnte man vermuten, gründete im beiderseitigen Traum, mit Wesenszügen des Gegenpols eigene Mankosausgleichen zu lernen. Es sollte aber anders kommen. Denn Hani brach sich am Tag vor der Abreise das linke Bein. Stefan fühlte sich amputiert. Ihm fehlte nun plötzlich der wilde, wagemutige Part.

Otranto. Wer A sagt, muss auch B sagen. Stefan fuhr nach Otranto, von wo es, wie er gehört hatte, eine Fähre nach Griechenland gab. Er hatte aber keine Eile, das Schiff zu erreichen. Er, der kaum 50 Worte Italienisch und kein Wort Griechisch sprach, ließ sich Zeit, um sich an die Ferne und die Freiheit, die er sich so anders vorgestellt hatte, zu gewöhnen. Also quartierte er sich in der Pensione Bellavista ein, wo gleich mehrere Gästefamilien darum wetteiferten, den jungen, freundlichen Mann beim Essen an ihren Tisch zu bekommen.

Otranto entpuppte sich als Liebe auf den ersten Blick. Nicht nur die wunderschöne weiße, südländische Stadt, ebenso sehr die Kathedrale mit ihrem grandios archaischen Bodenmosaik und der kleine Handels-, Fischer- und Fährhafen hatten es Stefan angetan.

Die Cava di bauxite. Bereits am dritten Tag kam ein weiterer Ort hinzu, die Grube. Auf seinem Streifzug durch die Felder, ausgerüstet mit Strohhut, Rucksack und Malzeug, fiel Stefan die zentimeterdicke, rote Staubschicht auf, die die Feldstraße bedeckte und wie eine schwere Welle von seinen Schuhen wegschwappte. Wenig später sah er eine große, rosarote Staubwolke, die sich wie aus dem Nichts über der knochentrockenen Ebene bildete und vom Wind landeinwärts getrieben wurde. Ein alter Lastwagen, vollkommen bedeckt mit rostrotem Staub und beladen mit rotem Material, rumpelte an ihm vorbei. Wenig später stand er vor einem eingezäunten Werkareal. Dahinter, durch den Staub kaum wahrnehmbar, befand sich eine Grube, aus der es rasselte, ratterte, lärmte. Die Neugier war geweckt.

Stefan konnte den Sonntag, den Tag, an dem die Arbeiten eingestellt waren, kaum erwarten. Dann wollte er das Geheimnis lüften. Kein Wölkchen stand am Himmel, als Stefan zum zweiten Mal hinausging. Dort, wo das Meer bisher grenzenlos schien, sah er jetzt die albanischen Berge. Kein Mensch weit und breit. Er überstieg den Zaun, der das Werkgelände weiträumig vor Eindringlingen schützen sollte. Dahinter öffnete sich eine Grube, einhundert Meter im Durchmesser, zwanzig Meter tief. Auf ihrem Grund lag ein kleiner See. Die Grubenwände zeigten sich als Feuerwerk von Farben. Eine Zufahrtsrampe drehte sich in die Tiefe. Verschiedenste Installationen waren dort unten, Förderbänder, Abbaumaschinen, alle rot gepudert. Sie dienten offensichtlich dem Abbau des roten Gesteins, das den Großteil der Grubenwände ausmachte, eines Materials, das felsig fest schien, das aber beim Abbau zerbröselte. Oben hinter dem Grubenrand stand eine Maschine. Was hier an Werktagen geschah, blieb vorerst ein Rätsel. Hinter dem Werkplatz und den Baracken lagerte sich, wie ein riesiges Kamel, eine rote Abraumhalde. Auf dem ganzen Gelände war der Boden dicht übersät mit roten, 5 bis 40 Millimeter großen Kügelchen. Auch das noch unberührte feste Material in der Grube war mit diesen Dingen durchsetzt. War das die Ernte, die hier eingebracht wurde?

Was wegen des allgegenwärtigen Staubs auf den ersten Blick beinahe monochrom ausgesehen hatte, präsentierte sich beim genaueren Hinsehen differenzierter. Rot in verschiedenen Tönen dominierte. Rotbraun, Rotorange gab es, daneben gelbe und braune Ockertöne, dunkle und helle Grautöne, auch grün – und blaustichige. Es gab Kalkweiß und Weiß, manches in mächtigen, steil abfallenden Grubenwänden, anderes in dünnen, horizontalen Schichten.

Stefan war hingerissen von dieser Farbenpracht. Diese geballte Ladung, diese Wucht! Hani fiel ihm ein. So etwas würde zu ihm passen. Auch an Heidi dachte er, eine schöne Keramikerin aus der Schule. Sie wäre entzückt, wenn sie dieses Farbenwunder sähe. Wie wäre es, wenn er Hani und Heidi je einige dieser steinernen Grüße zusenden würde, fragte er sich. Hani, um ihm den Speck durchs Maul zu ziehen und ihn damit möglichst zügig auf die Beine zu kriegen. Heidi, weil es später nicht schaden könnte, bei ihr einen Stein im Bett – wollte sagen Brett – zu haben.

Ausgerüstet mit einer Packung Plastiksäcke aus dem Supermercato und mit einem der Pensione zeitweise entwendeten Essbesteck als Werkzeug, stieg Stefan am folgenden Sonntag nochmals über den Zaun. Wie ein Besessener im Farbenrausch schuffete er den ganzen Tag. Abends hatte er 30 verschiedene Farbtöne in Form von Staub, Gries und Steinen beisammen, abgefüllt in Plastiksäcke. Schwer beladen kehrte er zurück in die Stadt. In seinem Zimmer teilte er seine Beute in zweimal 30 Portionen auf, je eine Hand voll, alle genau gleich groß, und füllte sie in neue, transparente Plastiksäckchen, die er sorgfältig mit Klebeband verschloss. Es war weit nach Mitternacht, als er mit seiner Arbeit fertig war.

Anderntags arrangierte er die Säckchen harmonisch in jeweils einer passenden Schuhschachtel, warf noch einen stolzen Blick darauf und versuchte sich vorzustellen, wie die beiden Adressaten Augen machen würden ob dieser gewichtigen Farbenpracht. Er umhüllte die Schachteln mit starkem Papier, verschnürte sie und schrieb mit einem dicken, schwarzen Filzstift in seiner schönen Schrift die Adressen und den Absender darauf. Die Pakete waren allein schon eine Augenweide.

Es war zehn Uhr, als sich Stefan im Postamt in die Reihe stellte. Zwanzig Minuten später war er dran.

«Che cosa é?», fragte der Beamte.

«Terra», stammelte Stefan.

Der Beamte machte große Augen und schüttelte den Kopf. Mit kritischem Blick auf den mageren Sprengel mit schulterlangem, blondem Haar, Jesuslatschen und Stirnband wieder holte er betont deutlich die Frage.

«Terra, pietre», präzisierte Stefan.

«Aprire!», entschied der Beamte. Stefan realisierte, dass das Ganze auf eine Zolldeklaration hinauslief. Er öffnete eines der Pakete und schob es über den Tresen.

«Anche l'altro!», befahl der Beamte, kaum dass er einen Blick auf den Inhalt geworfen hatte.

Als auch das zweite Paket offen dalag, präsentierten sich die Inhalte in schönster Harmonie. So wenigstens sah es Stefan. Der Beamte sah Pulver. Helles Pulver! Jagdfieber stand jetzt in seinem Gesicht. Drogenschmuggel? Also von dort her wehte der Wind!

«Un attimo», entschuldigte er sich, verschwand durch eine hintere Tür und war gleich wieder da in Begleitung eines älteren Kollegen, offenbar seines Chefs.

„Aprire!“, befand jetzt dieser und wies auf den Inhalt der Schachteln.

«Quello?», wagte Stefan zu fragen, in der vagen Hoffnung, nur eines oder zwei der Säckchen öffnen zu müssen.

«Tutti», lautete die Antwort.

«Le due scatole?»

«Si, le due», knarrte es über den Tresen.

Sch..., dachte Stefan, schade um die Mühe.

Stefan schluckte und überlegte kurz, ob er explodieren sollte. Er stellte sich Hani vor in der Situation, sah, wie dieser die ganze Bagage mit Zeter und Mordio vom Tresen in den Dienstraum wischen würde. Das war nun nicht seine Art. Zudem fehlte ihm der passende Wortschatz. Er bewahrte Ruhe, blieb höflich, zeigte auf den Ablagetisch hinter sich und fragte, ob er sich dort ausbreiten dürfe.

«Sicuro.»

Also öffnete Stefan Säckchen für Säckchen, besser, er versuchte es. Die Klebestreifen ließen sich aber nicht entfernen, ohne dass die durchsichtigen Hüllen Schaden nahmen. Damit das Ganze hinterher seinen Vorstellungen wieder entsprach, würde die Verpackerei nochmals bei null beginnen. Stefan riss deshalb die Verpackungen auf, krepelte die Ränder wie Hemdsärmel zurück und stellte sie, in zwei parallelen Reihen und nach Farbabstufungen geordnet, auf den Tisch. Als er nach einer halben Stunde damit fertig war, meldete er es am Schalter. Die beiden Herren waren nicht wenig beeindruckt, als sie die lückenlose Parade sahen, die zur Inspektion angetreten war. Sie schauten, was es zu schauen gab, wühlten da und dort mit den Fingern die Terra auf, schnüffelten da und dort, fanden aber nichts Verdächtiges.

Der ältere der beiden klopfte Stefan nun aufmunternd auf die Schulter und sagte:

«Tutto bene! Impaccare!»

Aber er kannte Stefans Ansprüche nicht. Es mussten neue Säckchen her. Stefan entschuldigte sich, um solche und Klebeband zu beschaffen. Nach einer Viertelstunde begann er, die 60 Inhalte in neue Gebinde einzufüllen, verklebte sie und verstaute sie in den Schachteln. Schließlich sah alles so schön aus wie zuvor. Er wickelte die Schachteln wieder in das Packpapier ein, das die Prozedur schadlos überstanden hatte. Gerade dabei, die Pakete erneut aufzugeben, fiel ihm etwas so Schreckliches ein, dass sein Blut beinahe stockte. Dies hier war ja lediglich das Postamt. Was, wenn das Prozedere beim Zollamt neu aufgerollt wurde? Schwer vorstellbar, dass sich dort einer eine vergleichbare Mühe beim Aus- und Einpacken geben würde.

Stefan versuchte, mit seinen 50, inzwischen vielleicht 80 Worten Italienisch, dem Beamten seine Bedenken zu schildern. Ob es denn jemand Offiziellen gebe, vielleicht von der Stadtverwaltung, der die soeben festgestellte Harmlosigkeit bezeugen könne mit Stempel und Unterschrift?

Jetzt begannen sich Höflichkeit und Beharrlichkeit auszuzahlen. Der ältere Postmann hingte sich ans Telefon. Wortreich schilderte er den Fall, wie er seinem Postamt noch nie untergekommen war. Das Gespräch dauerte fünf Minuten. Keine Viertelstunde später wareiner da, der je einen Kleber auf die beiden Pakete heftete:

WARE KONTROLLIERT / STEMPEL / COMMUNE DI OTRANTO / DATUM / UNTERSCHRIFT.

Es war 13:05 Uhr, als das Postamt die Schalter dicht machte für die Mittagspause.

Stefan hatte eben das Porto bezahlt, sich bedankt und mit Handschlag von den drei Herren verabschiedet.

Nachbemerkung:

Beide Pakete erreichten die beiden Adressaten nie.